

Forum Musikalische Bildung 2011

Das kultur- und bildungspolitische Forum der Schweiz
(organisiert durch den Verband Musikschulen Schweiz)

***„Bildung neu denken“ „Eine menschliche Bildungspolitik aus Sicht eines Regierungsrats“
(ca. 40‘)***

Freitag, 21. Januar 2011

Kultur- und Kongresszentrum TRAFÖ Baden

Geschätzte Anwesende

Herzlichen Dank für die Einladung zum heutigen Forum Musikalische Bildung, organisiert durch den Verband Musikschulen Schweiz.

Ihr Forum ist eine Diskussions- und Informationsplattform, die sich

- mit aktuellen Fragen der Bildungslandschaft Schweiz generell
- und speziell mit der Verankerung der musikalischen Bildung in unseren öffentlichen Schulen

auseinandersetzt. Was für eine tolle Gelegenheit also für einen Erziehungsdirektor, sich zu Grundfragen einer „menschlichen Bildungspolitik“ zu äussern.

Das geht natürlich nicht, ohne dass ich mich auch Ihrem „Kernanliegen“, demjenigen der Verankerung der musikalischen Bildung zuwenden werde!

*

* *

Kürzlich war ich eingeladen, an einer Tagung von Schulleiterinnen und Schulleitern zum Thema „Die Schule – eine Unternehmung oder ein service public?“ ein Referat zu halten.

Ich muss zugeben, ich hatte einige Mühe mit dem Thema. Dass die Schule nicht einfach eine Unternehmung ist, welche zum Ziel des Geldverdienens eine Ware oder Dienstleistung anbietet, scheint mir klar. Die Schule ist etwas anderes. Ist sie aber deswegen ein „service public“, wie das neue Modewort seit einigen Jahren lautet?

Selbstverständlich ist die Schule ein Angebot des Staates, das kostenlos für alle Kinder in diesem Land angeboten wird und welches zum Grundauftrag der öffentlichen Hand gehört. Schule

kann – so zumindest die hierzulande vorherrschende Meinung – nicht einfach den Privaten überlassen werden, sie gehört zu den Kernaufgaben des Staates. Und selbstverständlich ist der Unterricht eine Dienstleistung und nicht eine Ware. In dem Sinne ist die Schule ein „service public“, eine öffentliche Dienstleistung, ein öffentliches Angebot im ursprünglichsten Sinne des Wortes.

Und doch überzeugt mich eine solche Definition nicht. Die Schule ist nicht in erster Linie eine Dienstleistung, welche den Schülerinnen und Schülern angeboten wird und von diesen sozusagen als Kundinnen und Kunden in Anspruch genommen wird. Schule ist auch nicht im engeren Sinne eine Dienstleistung, etwa des Übertragens von Wissen.

Schule ist vielmehr eine menschliche Beziehung zwischen Lehrerinnen und Lehrern und ihren Schülerinnen und Schülern. Die Schule ist eine Institution, die einen geschützten Rahmen bieten muss, in welchem die Gesellschaft Bildung, abseits von politischen und gesellschaftlichen Modeströmungen, sicherstellt. Und Bildung ist in erster Linie eine soziale Interaktion, eine menschliche Beziehung zwischen den Partnern Lehrkräfte, Kinder und Eltern.

Es geht um Kinder und ihre Entwicklung. Nicht einfach nur um ihr Wissen und Können. Sondern ihre Begleitung und ihre Stär-

kung in einer der wichtigsten Entwicklungsphasen des Menschen. Deshalb kann Schule nicht einfach in der Kategorie eines „service public“, wie etwa der öffentliche Verkehr, die Wasserversorgung oder die Kehrrechtversorgung, gesehen werden, sondern gehört in erster Linie in die Kategorie der menschlichen Beziehungen.

Diese Aussage ist nichts Neues. Jede Lehrerin und jeder Lehrer weiss dies. Dies macht ja auch diesen Beruf so schön und zugleich so schwierig. Und doch scheint mir, dass diese Grunderkenntnis in der Diskussion um Bildung in den letzten Jahren zu wenig Stellenwert hat. Es wird allüberall mehr von Standards und Indikatoren, von Evaluationen, Monitoring, von Systemsteuerung und solchen Dingen gesprochen als von Kindern, Eltern, Lehrerinnen und Lehrern und ihrer Beziehung.

Ich möchte heute genau vom Gegenteil sprechen. Eben von Kindern, Eltern, Lehrerinnen und Lehrern.

Der Titel Ihrer Tagung ist „Bildung neu denken“. Ich habe mich sehr gefreut über diesen Titel. Ich selbst habe schon oft in Referaten dazu angeregt, „die Schule neu zu denken“.

Nicht weil ich mit der heutigen Schule nicht zufrieden wäre. Ganz und gar nicht. Aber weil ich spüre, dass sehr viele Lehrerinnen und Lehrer mit der Herausforderung zunehmender Heterogenität immer mehr an ihre Grenzen stossen. Und da kommt dann immer als erstes die Forderung nach mehr Ressourcen: Entlastung in der Anzahl Unterrichtslektionen, kleinere Klassen, Teamteaching usw. Und ich muss ehrlich sagen, dass ich nicht glaube, dass wir die zunehmende Heterogenität in den Schulen und die daraus resultierende Zusatzbelastung einfach über die Ressourcen-Schiene werden lösen können. Wir bräuchten Mittel in einem Umfang, der in absehbarer Zeit nicht realistisch zu erreichen ist. Und auch wenn wir die Klassen verkleinern könnten, Lektionen reduzieren würden, innert kürzester Zeit wären die Lehrpersonen wieder am Anschlag.

Meines Erachtens führt kein Weg darum herum, eine andere Einstellung zur Heterogenität zu finden, ja sie als Ressource zu nutzen. Und dazu müssen wir lernen,

in der Schule mit der Heterogenität anders umzugehen. Es ist nicht an mir, das zu sagen, das weiss ich: Denn die allermeisten Lehrpersonen arbeiten ja täglich an genau diesem Umdenken.

Ich möchte heute von den Inhalten der Schule sprechen. Und doch möchte ich diesen Klammer noch schliessen: Anderer Umgang mit der Heterogenität hat mit der Art zu tun, wie unsere Schule heute „aufgestellt“ ist. Ich denke, wir sollten

- mit jahrgangsgemischten Klassen lernen, die unterschiedlichen Leistungsniveaus als das Selbstverständlichste der Welt zu nutzen: Grosse lernen den Kleinen (und umgekehrt!, öfter als man denkt), Grosse zeigen den Kleinen, was wo ist, wie die Regeln der Klasse sind, usw.
- ein Denken in Stufen: Die Kinder gehen dann in die nächste Stufe weiter, wenn sie die angezielten Kompetenzen erreichen
- wir fördern andere Lernformen wie Lernbüros und –ateliers wo die klassische Klassenstruktur aufgelöst wird (die klassische Struktur, wie auch der Frontalunterricht hat damit nicht ausgedient, im Gegenteil – sie wird besser eingebettet!)

- wir bewerten in Zukunft mit Kompetenzrastern nicht mit simplen Zahlen.

In der Basisstufe wird vieles von dem bereits umgesetzt. Wichtig ist dabei: Solche Entwicklungen sollen nicht von oben verordnet werden. Vielmehr sollen die Schulen die nötigen Freiräume erhalten, genau in diese Richtung zu gehen, neue – bzw. längst erprobte! - Formen zu entwickeln. Dafür brauchen sie Ermunterung und Unterstützung – und: Vertrauen!!

Was sind denn die richtigen Inhalte einer guten Schule?

Nun zum Schwerpunkt meiner Ausführungen: Den Inhalten der Schule.

Auch ich komme nicht darum herum, Pestalozzis Forderung nach einer Bildung für „Kopf, Herz und Hand“ zu zitieren. Eine menschliche Bildungspolitik oder eben auch ein „von Menschen für Menschen“ geprägter Bildungsort hat sich nebst dem Vermitteln von kognitiven Lerninhalten auch um die nachhaltige Wirkung von künstlerischen und handwerklichen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu bemühen.

Bildung zielt immer auf den ganzen Menschen ab, will ihm mit geeigneten Hilfestellungen ermöglichen, ein glücklicher Mensch zu werden, dem es heute oder morgen gelingen soll, ein wertvolles Glied in der Gesellschaft zu werden und es dann auch hoffentlich ein Leben lang zu bleiben.

Selbstverständlich:

Hauptaufgabe der Schule ist es, den Schülerinnen und Schülern die wichtigsten Kulturtechniken unserer Gesellschaft beizu-

bringen. Dazu gehören in erster Linie natürlich **Lesen, Schreiben, Rechnen** - und viele andere wichtige Fähigkeiten, die jeder Mensch heute in unserer Gesellschaft braucht.

Mit Lesen, Rechnen, Schreiben ist es allerdings noch nicht gemacht. Mit Fachkompetenzen allein kommen unsere Sprösslinge noch nicht durchs Leben, geschweige denn zu einer erfolgreichen Karriere im Berufsleben. Wer Wirtschaftsvertreter und Berufsbildner fragt, was denn die Volksschulabgänger mitbringen sollten, hört zwar als erstes ohne Zögern "Fachwissen und Fachkompetenzen".

Sozialkompetenzen sind den Lehrbetrieben aber gerade ebenso wichtig: Unvergesslich ist für mich der Direktor einer Berner Oberländer Bergbahn, der an einer Veranstaltung auf die Frage, was er von den Volksschulabgängern erwarte, aufzählte: "Lesen, Rechnen, Schreiben, aber ebenso Kommunikationsfähigkeit, Flexibilität, Innovationsbereitschaft, Selbstsicherheit."

Diese Eigenschaften sind nicht einfach mit dem Repetieren von Einmaleins und von Rechtschreiberegeln zu schaffen. Dafür braucht es eben die ganzheitliche Bildung mit "Kopf, Herz und Hand". Wenn eine Schule mit ihren Schülern ein Theater, ein Konzert, ein Musical aufführt, so mag das auf den ersten Blick zum Wunschbedarf gehören. Hier werden ja nicht die Grundkenntnisse in Mathematik oder Schweizer Geschichte beige-

bracht, und den Autoren des "SVP-Lehrplans" dürfte dies wohl ein Gräuel sein.

Heute ist es leider Mode geworden, allein oder zumindest in erster Linie von der schulischen Leistung, vom messbaren "Output" unserer Schule zu sprechen. Investitionen in unsere Schule lohnten sich nur, so die vorherrschende Meinung, wenn dadurch die eng verstandene schulische Leistung der Schülerinnen und Schüler gesteigert werden.

Ein Kollege Erziehungsdirektor eines anderen Kantons sagte mir einmal: "*Wir müssen den ökonomischen Mehrwert der Bildung in Zahlen belegen können!*" Wo sind wir angekommen, wenn Schule ihren Mehrwert für unsere Gesellschaft ökonomisch beweisen muss. **Schule IST Mehrwert, dies steht doch ausser Frage.**

Dass sie sich weiterentwickeln und verbessern muss, dass sie auch effizient mit den eingesetzten öffentlichen Mitteln umgehen muss, einverstanden! Daran arbeiten ja Schulen und Bildungsdirektionen tagtäglich (und setzen sich dann dem Vorwurf der Bildungsbürokratie aus...). Aber der Wahn nach Indikatoren und Output-Messungen sollte meines Erachtens nicht auch noch die Schule dominieren - er hat in anderen Bereichen unseres Lebens schon zu viel Unheil angerichtet.

Es ist sicher so, dass auch die Schule sich nicht jeder Messbarkeit entziehen kann und darf. Es soll gemessen werden, ob und wie sich die beträchtlichen öffentlichen Mittel, welche für die Schule eingesetzt werden, auswirken. Dafür steht das von Bund und Kantonen aufgezugene Bildungsmonitoring, welches derzeit im regelmäßigen Schweizer Bildungsbericht Niederschlag findet. Und dafür ist auch die im HarmoS-Konkordat vorgesehene stichprobenweise Überprüfung des Erreichens der nationalen Bildungsziele (Grundkompetenzziele oder Basisstandards) in den einzelnen Kantonen da. Sinnvolle Instrumente, die Transparenz schaffen und als Basis für Verbesserungsmaßnahmen dienen können. Aber damit muss es dann auch sein Bewenden haben.

Schule und Bildung im Allgemeinen will individuelle Stärken und Potenziale der Individuen fördern und ausbilden, nicht deren Fähigkeiten vereinheitlichend standardisieren. Unser Land und unsere Wirtschaft lebt von den fachlichen, mentalen und sozialen Stärken ihrer Einwohnerinnen und Einwohner. Als exportorientiertes Land ohne Rohstoffe, das nur mit der Qualität und nicht in erster Linie mit den Preisen ihrer Produkte bestehen kann, sind wir sozusagen dazu verdammt, die Besten zu sein. Das können wir nur mit guter Bildung und motivierten, selbstbewussten und fähigen Menschen. Personen, die ihre individuellen Fähigkeiten optimal einsetzen können. Mit Einheitsbrei

und standardisierter Bildung kann man bei billiger Massenproduktion bestehen, nicht bei Spitzenprodukten.

Deshalb ist es richtig, in der Schule nicht nur auf die messbaren Leistungen zu setzen und die Kinder in ihrer Ganzheitlichkeit zu fördern. Und diese Fähigkeiten sind eben nicht alle messbar. Einstein sagte einmal: "Nicht alles, was zählt, kann gezählt werden und nicht alles, was gezählt werden kann, zählt". Die Schule braucht deshalb diesen geschützten Raum, in dem auch nicht messbare Fähigkeiten und Entwicklungen geschätzt, gestützt und gefördert werden.

Und deshalb ist es so falsch, wenn nur noch ausschliesslich auf die schulische Leistung fokussiert wird. Ein Beispiel: Als vor gut zehn Jahren der Schulversuch Basisstufe gestartet wurde, war die Fragestellung die: Wie kann der Eintritt in die Schule kindgerechter gestaltet werden, der Übergang zwischen Kindergarten und Unterstufe weniger hart, für Kinder und Eltern verträglicher ausgestaltet werden? Wie kann der erste schulische Selektionsentscheid der zweijährigen Einschulungsklassen oder Kleinklassen in diesem Alter vermieden werden? Ist es möglich, die Leistungsunterschiede und die kulturelle Heterogenität auf dieser Stufe integrativ zu lösen? Wie schaffen wir es, dass Kinder für einander Verantwortung übernehmen lernen und zugleich früher lernen, aber eben auch länger spielen dürfen? Kurz: Ist es möglich, mit der altersgemischten Basisstufe die

Vorschule und Unterstufe kindgerechter zu machen, OHNE dass dabei die schulische Leistung abnimmt? Die Evaluation nach zehn Jahren Schulversuch zeigte klar: Es ist möglich, diese Stufe kindgerechter zu gestalten, ohne dass die Leistung abnimmt. Die schulische Leistung nimmt zwar sogar leicht zu, die Unterschiede verschwinden aber in der Mittelstufe wieder, wenn diese nach dem klassischen Modell der Jahrgangsklassen geführt werden. Die Ziele der Integration bildungsfernerer Kinder wurden zwar verpasst, die anderen Ansätze, die Vorschule und Unterstufe kindgerechter zu machen, waren hingegen sehr erfolgreich. Nur leider scheint der Wind inzwischen gekehrt zu haben: Die Schule kindgerechter zu gestalten, scheint für viele kein möglicher Grund für eine Investition ins Bildungswesen mehr zu sein. Das Ergebnis der Evaluation, dass die Leistung der Basisstufenkinder nicht signifikant besser seien als die anderer Gleichaltriger wird heute breit als Argument gegen die Einführung dieser pädagogischen Weiterentwicklung verwendet. Traurige Welt, in der das Ziel, dem Kind gerechter Schule zu geben, kein wertvolles Ziel für Viele mehr sein darf.

Dabei, es sei noch einmal gesagt, sind gerade die in unserer Wirtschaft und Gesellschaft besonders gefragten Sozialkompetenzen gerade nicht allein durch die "klassischen" schulischen Leistungen zu erreichen. Anlässe wie eine Musical- oder eine Theater-Aufführung einer Schule haben das Zeug dazu, die

Schülerinnen und Schüler in ihrer Entwicklung um Meilen weiter zu bringen:

- In solchen Projekten heißt es Üben, Üben und nochmals Üben. Was gibt es Besseres, um Selbstdisziplin und Durchhaltevermögen zu stärken!
- Im letzten Moment muss vieles noch improvisiert werden - denn wie manche Sache funktioniert zwei Stunden vor der Aufführung noch nicht! Eine perfekte Methode, Flexibilität zu trainieren.
- Hier lernen Kinder und Jugendliche, Hinzustehen und sich zu exponieren, Mut zu haben und Selbstbewusstsein zu entwickeln.
- Und, etwas vom Wichtigsten: Wer nicht singen kann oder will, für den hat es andere Aufgaben, von den Requisiten über Kostüme bis zum Programmheft. Alle werden gebraucht, jeder hat eine nützliche Fähigkeit. Was gibt es besseres, um Teamgeist, Solidarität und Vertrauen in die eigene Fähigkeit zu stärken.

Erreichen wir durch Schulprojekte jeder Art, dass Schülerinnen und Schüler plötzlich Vertrauen in ihre Fähigkeiten gewinnen oder gar bisher unbekannte Fähigkeiten an sich selbst zu ent-

decken, so haben wir wohl das Grösste geschafft, was wir einem Kind mitgeben können: Vertrauen in sich selbst und in seine Fähigkeiten! Unvergesslich die Aussage des tamilischen Mädchens, dass nach einem Tanzprojekt in einer Berner Schule sagte: "Endlich bin ich einmal nicht nur immer 'Nicht-deutsch'; jetzt bin ich einmal 'Tanz!'". Was soll Bildung schöneres erreichen!

Deshalb: Eine gute Schule fördert die Kinder in all ihren Fähigkeiten und setzt nicht allein die messbare schulische Leistung zum Mass aller Dinge. Neben Mathematik, Naturwissenschaften, Fremdsprachen und natürlich Deutsch - die Basis von allem! - gehören musische, gestalterische Fächer, Bewegung und Sport, Schulanlässe und Schul- und andere Kulturprojekte zu einer erfolgreichen Schulbildung. Dank sei all den Lehrkräften, die das seit Jahrzehnten wissen und auch spüren und sich von dieser ganzheitlichen Arbeit durch alle Schulreformen nie abhalten liessen!

Deshalb befürworte ich eine Gleichwertigkeit der verschiedenen Fachbereiche

Bereits Pestalozzi engagierte sich in der Idee, sich beim „Kampf der Gewichtung“ der verschiedenen Fachbereiche immer wieder an einer harmonischen Bildung von „Kopf, Herz und Hand“ auszurichten. Und da nimmt die musische Bildung einen zentralen Stellenwert ein.

Tatsächlich ist der heutige Unterricht in den musischen Fächern mit demjenigen vor noch wenigen Jahrzehnten kaum mehr zu vergleichen. Die Lehrpläne weisen in der Regel gleichwertige Ziele und Inhalte in den uns bekannten Bereichen

- Mensch/Gesellschaft/Religion/Ethik
- Sprache/Kommunikation
- Natur/Umwelt/Technik/Wirtschaft/Hauswirtschaft/
Mathematik und
- Gestalten/Handarbeiten/Werken/Musik/Sport

aus.

Störend ist dabei, dass eine Art „Zweitrangigkeit“ für die musischen Fächer geblieben ist. Sie dienen oft der blossen Auflockerung und Abwechslung, denn der pä-

dagogischen Notwendigkeit. Zumal Kenntnisse und Fertigkeiten in den musischen Bereichen bei Promotionen und Aufnahmeprüfungen eher gewichtlos erscheinen und im späteren Leben in der Regel kaum direkt zum eigenen Vorteil umgemünzt werden können. Ich halte aber gerne fest, dass es uns bis heute gelungen ist, mit dem Fächerkanon in den Lehrplänen einer verstärkten Wichtigkeit der musischen Bildung weitgehend zum Durchbruch zu verhelfen. Ich vertraue in gleichem Masse auf die Autorinnen und Autoren des kommenden neuen Lehrplans 21, hier wiederum die richtige Mischung und Gewichtung zu finden.

Es stellt sich zunehmend die berechtigte Frage, ob nicht sämtliche Fächer in der Volksschule bei der Beurteilung von Leistungen und bei der Vorbereitung von Schullaufbahnentscheiden gleichwertig zu behandeln wären. Die Antwort kann nicht mit Sicherheit gegeben werden, ist doch nicht erwiesen, dass damit insbesondere der Musikunterricht auch aus der Sicht der Eltern bzw. der Gesellschaft aufgewertet werden kann oder nicht.

Und was ist die Rolle der Musik?

„Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum“ – was Friedrich Nietzsche als grosser Musikliebhaber pathetisch in den Raum stellte, lässt sich heute mit erstaunlichen Fakten erhärten. Auf der Suche nach dem *homo musicus* fördert der Musikwissenschaftler Christian Lehmann Faszinierendes zutage. So ist der Mensch das einzige Lebewesen, das sich mit seinen Artgenossen im Takt bewegen kann, und die Begabung zum Gesang gehört zu seiner biologischen „Grundausrüstung“. Beides brachte ihm evolutionären Nutzen: Die Fähigkeit, Stimme und Bewegung bei der Arbeit, Ritual und Kampf zu synchronisieren, erzeugte unter unseren Vorfahren lebenswichtigen sozialen Zusammenhalt und der Singen des Wiegenliedes hält auch heute noch die emotionale Bindung zwischen Mutter und Kind ohne Körperkontakt aufrecht.

Wie hoch der Stellenwert der Musik noch in der Antike war, zeigt sich im Erziehungsmodell der alten Griechen. Das aktive Musizieren war essenzieller Bestandteil der Charakterbildung der Jugend und förderte den Gemeinschaftssinn – eine Funktion, die über Jahrhunderte im musikalischen Miteinander gepflegt wurde. Mit dem Siegeszug des Tonträgers gerät dieser Zusammenhang

jedoch zunehmend in Vergessenheit: Der moderne Mensch konsumiert die „akustische Ware“ oftmals allein, ohne selbst aktiv zu werden. Dafür aber entdeckt die Wissenschaft den kognitiven und therapeutischen Nutzen der Töne: Musizieren begünstigt die geistige Entwicklung, Musik lindert nebenwirkungsfrei Schmerzen und gibt z.B. neue Hoffnung für Menschen, die nach einem Schlaganfall ihre Sprache verloren haben, aber Worte noch immer singen können.

Wie begründet sich die Bereicherung einer menschlichen Bildungspolitik durch die Verankerung der musikalischen Bildung?

„Musik macht klug!“ So oder ähnlich kann man es immer wieder medienwirksam in der Tagespresse lesen. Spätestens seit der so genannten „Bastian-Studie“ gilt es als erwiesen, dass Musikunterricht oder eben Musikerziehung Intelligenz, Sozialverhalten und gute Schulleistungen bei Kindern zu fördern vermag. Offensichtlich bedarf es heutzutage Legitimationen dieser Art, um die Bedeutsamkeit des Musizierens und Musikunterrichts zu unterstreichen. Dass man Kindern und Jugendlichen Musik auch allein um ihrer künstlerischen Erfahrungs- und Ausdrucksmöglichkeiten, und um ihrer ästhetischen Wirkung willen anbieten könnte, scheint dabei manchmal in Vergessenheit zu geraten. Für mich ist aber die Musik ein Wert in sich, der nicht noch extern begründet werden muss. Wenn man es kann, so ist das schon in Ordnung.

Für gutes Gelingen sind aus meiner Sicht weiterhin zwei Faktoren von Bedeutung: Einerseits muss die Musik an einer Schule eine über Jahre geförderte Tradition aufweisen. Andererseits braucht es eine bestimmte Anzahl von Lehrkräften, denen die Musik ein wichtiges An-

liegen ist und die zugleich die Fähigkeit mitbringen, Schülerinnen und Schüler glaubhaft und ehrlich für die Musik – unabhängig von der Stilrichtung – zu begeistern. Sind diese „Grundlagen“ gegeben, kann fruchtbarer Musikunterricht entstehen und auch bei evtl. kommenden Sparmassnahmen „das wichtige Feld“ erfolgreich verteidigen. Die Qualität der das Fach Musik Unterrichtenden hat durchaus einen Kontext mit den Lehrkräften an Musikschulen. Diese könnten noch vielmehr erfolgreich mit in die Volksschulen eingebunden werden. Dazu sind jedoch Bemühungen beiderseits notwendig, damit die von uns allen gewünschte „win-win-Situation“ auch wirklich entstehen kann.

Die Volksschule hat aus meiner Sicht in erster Linie das gemeinsame Musizieren zu fördern. Das Angebot von Einzel-Instrumentalunterricht kann die öffentliche Schule nicht leisten. Da liegt es nahe, dass eben die in den Gemeinden und in der Bevölkerung sehr gut verankerten Musikschulen die Lücke füllen und ihre vorhandenen Qualitäten ausspielen. Natürlich braucht es dann immer noch das private Engagement der Eltern, da die öffentliche Hand - sprich der Kanton und die Gemeinden - einen Einzelunterricht nicht finanzieren kann. Eine gewisse Ungerechtigkeit bzw. „Chancenungerechtigkeit“ bleibt da leider durchaus bestehen, könnte aber

nur eliminiert werden, wenn wir in die gesetzlichen Bestimmungen das Recht auf „unentgeltliches Erlernen eines Instruments“ einbauen würden.

Und da sind wir dann auch in der Nähe der Volksinitiative „Jugend+Musik“, wo man durchaus auch der Meinung sein kann, es müsste doch eher „Jugend und musische Bildung“ und nicht sehr eingrenzend „ausschliesslich Musik“ sein. Nicht für alle Kinder und Jugendliche ist es vernünftig, ihnen ein Musikinstrument in die Hand zu geben. Sportliche, tänzerische oder gestalterisch-kreative Begabungen sollen wenn immer möglich gleichwertig gefördert und unterstützt werden.

Zusammenarbeit Volksschule – Musikschule

Und nun noch zur Zusammenarbeit Volksschule – Musikschule! In den vergangenen Jahren fand in zahlreichen Diskussionen auf verschiedensten Ebenen zum Thema Musikunterricht und Zusammenarbeit zwischen Schulmusik und Musikschulen ein reger Gedankenaustausch statt. Auch wurden in den vergangenen Jahren

einige Forschungsergebnisse zur kindlichen Musikentwicklung im Allgemeinen und zur Situation der schulmusikalischen Bildung im Besonderen publiziert. Immer mehr Schulen und Musikschulen arbeiten erfolgreich zusammen und nutzen ihre gegenseitigen Ressourcen. Diese Zusammenarbeit kommt meist auf Anstoss und Motivation von Lehrkräften, Musiklehrkräften oder Schulleitungen zustande.

Wir sind in einer Phase, wo wir auch an „offizielle Zusammenarbeit“ denken. D.h., in den gesetzlichen Bestimmungen kann eine verstärkte Zusammenarbeit alimentiert werden. Es geht darum, dass Volksschule und Musikschule ihren Bildungsauftrag „gleichwertig“ wahrnehmen können sollen. Ich bin mit dem Verband Schweizer Schulmusik sehr einverstanden, der die Haltung vertritt, Auftrag und Organisation von Schulmusik einerseits und Musikschule andererseits müssten noch deutlicher geklärt werden.

Dies trifft auch für die Lehrerinnen- und Lehrerbildung zu. Pädagogische Hochschulen und Musikhochschulen sind dabei gefordert, die Kompetenzen, welche für den Musikunterricht in der Volksschule sowie für den Instrumentalunterricht in den Musikschulen benötigt werden, zu definieren und zu vermitteln.

Abschluss/Ausblick

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch eine Geschichte erzählen:

Ein guter Freund erzählte mir folgende Begebenheit: An einer Lehrprobe, die er abnahm, beendete die Kindergartenlehrperson den Morgen, indem jedes Kind ein Insekt nennen sollte und dann die Klasse verlassen konnte. Am Morgen war das Thema Insekten behandelt worden.

Das erste Kind rief „die Biene!“ und konnte gehen; das zweite „die Wespe“ und konnte gehen, das dritte „die Mücke“, das vierte „der Schmetterling“ und so weiter. Für die verbleibenden Kinder stieg natürlich die Unruhe: Finde ich noch ein neues Insekt, damit ich wie die anderen Kinder nach Hause gehen darf? „Der Elefant“ sagte das zweitletzte Kind – und durfte auch gehen.

Diese wunderbare Geschichte fasst in sich zugleich die ganze Schönheit und Schwierigkeit des Berufs „Lehrperson“ zusammen. Von da aus ist alles möglich.

Natürlich: Die Kindergartenlehrperson hatte nicht Recht. Im Namen der Standards, im Namen der wissenschaftlichen Wahrheit: Ein Elefant ist nun einmal einfach kein Insekt. Die

einzigste korrekte Antwort wäre gewesen: „Nein, mein Liebes, der Elefant ist kein Insekt. Du musst noch da bleiben und weiter suchen“.

Und wenn es nach den neuesten Vorschlägen der grössten Partei der Schweiz ginge, so hätte dieses Kind wohl die Klasse wiederholen müssen oder würde in eine Sonderklasse gesteckt oder sähe später seinen Lehrlingslohn gesenkt (ich nehme nicht an, dass es gleich ausgeschafft würde)...

Wie auch immer: Die Antwort ist falsch. Da gibt es nichts daran zu rütteln.

Und doch: Es gibt gute Gründe, die Antwort des Kindes zu akzeptieren – und somit zu erlauben, dass ein Elefant in der Schule auch einmal ein Insekt sein darf. Denn:

Ja – der Elefant ist ein Insekt, weil er einen Rüssel hat wie die Mücken und es wäre interessant, morphologische Parallelen zwischen Elefant und Mücken mit dem Kind zu diskutieren.

Ja – es ist wichtig, das Kind mit der Idee von fliegenden und stechenden Elefanten nach Hause gehen zu lassen, mit der Idee von Zirkusnummern von Elefanten und Mücken; zu Hause würde es von den Eltern zum Glück noch genug früh hören, dass Elefanten wohl keine Insekten sind.

Ja – es ist wichtig, dass das Kind nach Hause geht ohne das Gefühl, wieder einmal versagt zu haben.

Ja – der Elefant darf heute ein Insekt sein, weil das Kind den ganzen Morgen begeistert mitgemacht hat und berechnete Zweifel bestehen, ob die Kinder schon zwanzig verschiedene Insekten kennen.

Ja – das Kind hat noch sein ganzes Leben vor sich, um herauszufinden, dass Elefanten – zum Glück oder leider – keine Insekten sind.

Schule geben ist vielleicht die Suche nach der Lösung für das Elefanten-Problem. Schule geben heisst vielleicht, den Elefanten als Mücke zu akzeptieren – zumindest in dieser Situation hier.

„Vielleicht“ ist wohl für viele in unserer heutigen Zeit, wo Gewissheiten postuliert werden, ein beunruhigender Begriff. Doch Unterrichten hat mit Gewissheiten weniger zu tun, als wir wohl denken. Unterrichten ist das Denken in Hypothesen, in Potenzialen, das Erkennen von Wegen und Perspektiven für die Kinder. Vielleicht heisst Unterrichten gerade auch zu verstehen versuchen, wieso für dieses Kind ein Elefant ein Insekt ist, zu spüren, dass dieses Kind begeistert ist von Elefanten, und Mü-

cken hasst. In diesem „vielleicht“ liegt auch das Akzeptieren der Grenzen der Gewissheiten im Unterrichten. Denn Unterrichten hat – auch – mit Liebe zu tun und die Liebe kennt nur eine Gewissheit: das bedingungslose Schätzen und Akzeptieren eines Menschen so wie er oder sie ist.

Gerade wegen dieses Elefanten muss die Schule eine Institution sein, die das Menschliche in den Mittelpunkt setzt; eine Institution, in der diskutiert wird, ob der Elefant ein Insekt ist oder nicht, weil das noch nicht alle Kinder wissen; eine Institution, wo auch einmal ein Elefant ein Insekt sein kann – und sei es nur für ein Mittagessen und weil es für dieses Kind jetzt gerade wichtig ist. Lehrpersonen, Schulleitungen und Kinder müssen über diesen geschützten Raum verfügen, denn dieser ist nötig, um den chaotischen, schönen und schwierigen Weg hin zum Wissen, zur Erkenntnis und zum Verständnis gemeinsam zu gehen.

Das ist Schule.